

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1907

49 (27.2.1907) Zweites Blatt

Der Volksfreund

Tageszeitung für das werktätige Volk Badens.

Ausgabe täglich mit Ausnahme Sonntags und der gesetzlichen Feiertage. — Abonnementspreis: ins Haus durch Träger angeheilt, monatlich 70 Pf., vierteljährlich M. 2.10. In der Expedition und den Abgaben abgeholt, monatlich 60 Pf. Bei der Post bestellt und dort abgeholt M. 2.10, durch den Briefträger ins Haus gebracht M. 2.62 vierteljährlich.

Redaktion und Expedition: Zwillenstraße 24. Telefon: Nr. 128. — Postzeitungsliste: Nr. 8144. Sprechstunden der Redaktion: 12—1 Uhr mittags. Redaktionschluss: 1/2 10 Uhr vormittags.

Inserate: die einseitige, kleine Zeile, oder deren Raum 20 Pfg., Lokal-Inserate billiger. Bei größeren Aufträgen Rabatt. — Schluss der Annahme von Inseraten für nächste Nummer vormittags 1/2 9 Uhr. Größere Inserate müssen tags zuvor, spätestens 8 Uhr nachmittags, aufgegeben sein. — Geschäftsstunden der Expedition: vormittags 1/2 8—1 Uhr und nachmittags von 2—1/2 7 Uhr.

Nr. 49. Zweites Blatt. Karlsruhe, Mittwoch den 27. februar 1907. 27. Jahrgang.

Aus der Residenz.

• Karlsruhe, 27. Februar.

Zur Lage im Transportgewerbe.

In einer überfüllten öffentlichen Transport- und Handelsverkehrsversammlung sprach am Sonntag Arbeiterdirektor Willi über das Thema: Die Bedeutung und Notwendigkeit der gewerkschaftlichen Organisation. Redner erläuterte das Wesen der Gewerkschaften. Mit der weiteren Entwicklung der Arbeiterorganisationen bildeten sich die Arbeitervereine, welche wir in der letzten Zeit als bürgerliche Scharnadelvereinigungen erkannt haben und denen sich vor kurzem auch der Zentralverband der Arbeitgeber im Handels- und Transportgewerbe angeschlossen hat. Nichtsdestowenig, brutale Ausbeutung durch den übermächtigen Kapitalismus, sowie die Verteuerungspolitik der Regierung an, welcher auch die bürgerlichen Klassen redlich mitgeholfen haben, trieb die Arbeiter immer mehr zur Einflucht ihrer Lage und damit zur Organisation. Derjenige Arbeiter, welcher bei einer Vertiefung der Lebenshaltung um 20 bis 30 Prozent der Arbeiterorganisation noch gleichgültig gegenüberstehe, müsse mit Blindheit geschlagen sein. Dazu komme noch die Behandlung, welche gerade die Handels- und Transportarbeiter, die „Hausburken“ — Männer mit grauen Haaren — und die „Fuchse“, über sich ergehen lassen müssen. Jeder Schreibgehilfe, jedes Lehrlingsmädchen, jede den Herrenstandpunkt gegenüber dem „Knecht“ heransprechen zu müssen. Da heißt es sich zusammenschließen, nicht in den Bergmannsclubs und Klubs, sondern in dem Zentralverband, der sich die Befähigung der Mitglieder vorgenommen habe.

Referent kommt dann auf das Koalitionsverbot zu sprechen, das die heilige Stadtverwaltung als Arbeitgeberin den Straßenbahnangehörigen auferlegt habe. Die Karlsruhe Straßenbahn-Gesellschaft habe auf die Angelegenheit einen starken Druck ausgeübt, und seitdem das Amt im Besitze der Stadt sei, sei dieser Druck nicht geringer geworden; die Arbeitszeit sei eher länger als vormals. Jedenfalls sei es nötig, im Stadtparlament diese Angelegenheit wieder mal zur Sprache zu bringen, da auch die Lohnverhältnisse der Straßenbahnarbeiter dringend einer Regulierung im ausgleichenden Sinne bedürfen, wie sie bereits auch von den hohen Beamten der Stadt vorgenommen worden sei. Uebrigens brauchten sich die Straßenbahnarbeiter auch um das Koalitionsverbot gar nicht zu kümmern, da die freie Vereinigung jedem Arbeiter durch Gesetz garantiert sei.

Den sehr beifällig aufgenommenen Ausführungen folgte eine rege Diskussion. Der Gauleiter, Herr Müller, des Transportarbeiter-Verbands ging näher auf die Lohn- und Arbeitsverhältnisse in dem hiesigen Betriebe ein und kritisierte hauptsächlich die miserablen Lohnverhältnisse, die in den letzten Jahren eher schlechter als besser wurden. Durch Erhöhung der Fuhrmanns- und die allgemein steigende Steuerkraft finden die hier und da noch üblichen Trinkgelder beinahe ganz weg. Die Arbeiter weinen ja diesem Trinkgeldlosen keine Träne nach. Doch sollten die Unternehmer so einfältig sein, den Lohn entsprechend zu erhöhen. Statt dessen hätte ein Teil der Fuhrunternehmer die Bestimmung getroffen, den Lohn nach Tagen festzusetzen und monatlich auszubehalten, wobei der Sonntag regelmäßig „vergessen“ wird. Bei diesem Modus wären die Arbeiter jedes Jahr um vier Wochenlöhne geprellt, die Herren seien aber doch

sicher nicht darauf angewiesen, einen Monat lang mit den verdienten Arbeitsergebnissen wirtschaften zu müssen. Zwar können sich die Arbeiter Vorwürfe erbiten, doch müssen sie bei dieser Gelegenheit erst nachsehen, ob sie mit dem Geld — ihrem bereits verdienten Geld — anzufragen gedenken. Redner bezeichnet diese Bevormundung als eine Schande, welche die Betroffenen nicht länger auf sich sitzen lassen sollten. Die paar Mark Lohn, die man dem Fuhrmann und Fuhrer bietet, ständen zu der langen Arbeitszeit in keinem Vergleich, umso mehr, da das minimale Einkommen häufig noch durch Polizeistrafen, sowie durch Abzüge für verlustige oder beschädigte Sachen nicht unwesentliche Kürzung erfahre.

Von einem andern Redner wurde zur Sprache gebracht, daß ein hiesiger Geschäftsbefürworter K. seinen bei ihm in „Kost und Logis“ befindlichen städtischen das Flaschenbier kreditiert und den Betrag hierfür vom Lohne in Abzug bringt. Er knüpft daran die Bemerkung, daß Herr K. diesen Flaschenbierhandel eigentlich nicht nötig hätte.

Mit der Mahnung, nun kräftig in die Agitation für den Zentralverband der Handels-, Transport- und Verkehrsarbeiter einzutreten, insbesondere auch Abkomst des Volksfreund, der einzigen hiesigen Arbeiterzeitung, zu werden, schloß der Vorsitzende die erfolgreich verlaufene Versammlung.

Die Kapelle unseres Grenadier-Regiments

und ihr geistiger Leiter, Herr Musikdirektor Ad. Wötge, werden in der deutschen Musikzeitung einer herben Kritik unterzogen. Der Artikel trägt die Überschrift: Deutsche Militärkapellen in der Schweiz und bezieht sich auf ein Konzert, das die hiesige Grenadierkapelle am 6. Januar d. J. (kath. Feiertag) in Basel gegeben. Wir zitieren nur einige Stellen:

„Herr Adolf Wötge, einer von den „Königlichen“ Musikdirektoren aus Karlsruhe, hat uns am 6. Januar berichtet, daß der Erstlingsgeist deutscher Militärkapellenmeister noch nicht erloschen ist. Kaffee, Kuchen, goldene Damenuhren, gelbe Stiefel usw. ziehen nicht mehr. Man fängt also auf neue Ueberlieferungen. Und was kam heraus? „Gieskanne“ und „Triblophon“ bildeten diesmal den Clou eines „Großen Militärkonzerts“, auf welches durch große Plakate und die üblichen liebevollen Anzeigen im lokalen Teil der Presse genügend hingewiesen wurde. „Gieskanne“, „Triblophon“ und eine „50 Mann starke Militärkapelle“. Wenn man sich auch nicht denken kann, wie sich diese Dinge eigentlich zusammenreimen, so erörtern sie jedenfalls die Neugier, und so besuchte auch ich dieses „Konzert“. Zunächst wollte ich mich davon überzeugen, ob es mit den „50 Mann“ keine Nichtigkeit hatte. Ich brachte jedoch trotz mehrmaliger Zählung keine 50 zusammen. Schon im Begriffe, ganz ernstlich darüber nachzudenken, wie es nur möglich sei, daß ein „Königlicher Musikdirektor“ das Publikum der freien Schweiz mit solchen unwahren Angaben zu fangen vermag, brachte mir die Nr. 5 des Programms des Konzerts Lösung: Ein „Triblophon“, eine Art Monograph mit drei Schalltrichtern, wurde vor das Orchester plaziert und scharrte nun, begleitet von der Kapelle unter Leitung ihres „Königlichen“ drei Stücke herunter. Wenn das gefüllte Triblophon auch einen Laß später fertig wird, als das Orchester, — wen geniert das? Es wird sich mit der Zeit schon an den „Königlichen“ Laßtford gewöhnen. Wozu man aber drei Schalltrichter? Bald kam mir

auch hier die Erkenntnis: Wenn ein jeder Trichter als „1 Mann“ und der „Königliche Musikdirektor“ zudem noch für „3 Mann“ gerechnet werden, so ergab das unter Einzugählung der übrigen Soldaten wirklich ein Orchester von — wie angezeigt war — 50 Mann!

Und nun zur „Gieskanne“. Zur „Erziehung“ des Publikums genügen den Militärkapellen die bloßen Musikinstrumente längst nicht mehr. Da muß etwas erfunden werden, was wirklich — zwar nicht „erzieht“, aber doch sicher „zieht“. Und so tritt an Stelle der Posamentenstücke eine veritable — „Gieskanne“. In dem Stück „Der Posamentenengel“ blies erst der Musiker mit schönem Ton ein Lied, um dann den Schalltrichter mit einer Gieskanne, die während des Niedervortrages neben ihm stand, zu vertauschen, und so im Verein mit einem quieschenden Klarinetten ein Duett vorzutragen. Der schöne Klang der Gieskanne und das Geulsel des Klarinetten hat denn auch das Publikum hoch entzückt.

Aus dem Artikel spricht uneres Erstauns auch die schwere Besorgnis des Berufsmitgl. der durch die Militärkapellen große Konkurrenz bekommen hat. Denn es heißt am Schlusse:

„Sehen wir einmal ganz ab von der wirtschaftlichen Schädigung, welche das gewerbliche Musikinstrumenten bereitet. Aber ist es nicht mehr als ironisch, wenn die deutsche Militärverwaltung es zuläßt, daß ihre Soldaten ins Ausland gehen, um sich auf eine solche Art ihr Brot zu verdienen? Vom Standpunkt des Musikers bedauern wir diese Hofreisen eben, wie ihren Kapellmeister, der als ein „Königlicher Musikdirektor“ diese Methode mit seiner Person bedt.“

• **Leinwandwinder.** In der Kronenstraße Logierte sich ein 17 Jahre alter Metzgerknecht von hier unter Vorherrschaften ein und derwanden, ohne vorher seine Schuld von 15 M. bezahlt zu haben.

Badische Chronik.

• Pforzheim.

26. Februar.

— **Bürgerausführung in Pforzheim** am 25. Februar 1907.

Vor Eintritt in die Tagesordnung widmet der Vorsitzende dem verstorbenen früheren Bürgerausführungsglied Wilhelm Stöckle den üblichen Nachruf.

Die Vorlage 1, Erwerb von Gelände in den oberen Stadelhalden, rief eine lebhafte Debatte hervor. Die technische Kommission hatte seinerzeit dem Stadtrat den Vorschlag gemacht, dort, an der Bahn nach Gutingen, Gelände zu erwerben, um später den Schlachthof dorthin zu verlegen. Diese Abicht ist jetzt in die Öffentlichkeit gedrungen und hatte eine Steigerung der Grundstückspreise zur Folge, die es verschiedenen Bürgerausführungsgliedern unmöglich machte, für einen Teil der Vorlage zu stimmen. Während das eine der zu erwerbenden Grundstücke von H. Bauer (Eheleute) zu 546 M. per Quadratmeter angeboten ist, verlangt Gärtner Ungerer für sein Grundstück 985 M. per Quadratmeter, das ist für 96 Ar 27 Quadratmeter die Summe von 100000 M.

Gegen die Vorlage wenden sich die Stadtverordneten Bentner, Käufer, Gen. Benz. Der Vorsitzende ist gelang sodann, nachdem mehrfach die Redner sich darauf bezogen, daß die Grundstücke zur Errichtung einer Schlachthofanlage dienen

mögen. Es sei nötig, den Schlachthof an das Bahngleis anzuschließen, um ausländisches Vieh hereinzubekommen. Der Preis für Ungerer sei wohl sehr hoch; man könne später aber auch nicht billiger kaufen.

Gen. Fraas beklagt, daß aus den Kommissionen stets Mitteilungen in die Öffentlichkeit gelangen, welche der momentan hier grassierenden wahren Spekulationsstimmung stets neue Nahrung geben. Auch die Anstellung der Stadtbauamtspläne habe nach der Richtung gewirkt. Man verfolge vom Landtag die Einführung der Wertzuwachssteuer, die geeignet sei, die widerliche Bodenbesetzung einzudämmen und den Städten größere Einnahmen zu beschaffen.

Der Oberbürgermeister erklärt, auch er hoffe, daß die Wertzuwachssteuer bald komme. Der Landtag hätte mindestens schon den Wertzuwachs bei unbautem Gelände besteuern können, das andere wäre schon nachgehaken. Er erwarte auch von einem Vorgehen der badischen Städte einen eudischen Erfolg.

Nachdem Gen. Schmidt der Verlegung des Schlachthofes das Wort geredet, wurde der zweite, fastspielige Teil der Vorlage vom Stadtrat zurückgezogen, der erste Teil, Anlauf des Wagerischen Grundstückes genehmigt.

Die nächsten 4 Vorlagen betrafen die Herstellung der Kienlestraße zwischen Kienlestraße und dem Anwesen von Rohr und der Verbindungsstraße zwischen Kienle- und Kienlestraße. Die Beratung zeitigte ein Duell zwischen dem Stadtvorstand und dem Stadtvorstand. Käufer und Schäfer über die Frage des Bezuges der Anstößer zu den Kosten. Die Vorlage wurde genehmigt, ebenso die 6. Vorlage.

Gewerbestellung in der Weiberbergstraße. Hier bemängelte Gen. Käufer die Verzögerung der Straßenherstellung am oberen Teil der Weiberbergstraße, sowie den Umstand, daß die Granitrandsteine, die erst geliefert, schon wieder heransperren werden. Die Anstößer der Stadtbaumeisters Herzberger ging dahin, daß die Verziehung auf Kosten des Unternehmers gehe, der sie zu fälscht geliefert habe.

Die nächste Vorlage verlangt die Summe von 20374.10 M. zur Vorkaufung der Kosten für die Vorkaufung der Bahnwerkerweiterung. Die Vorlage wird genehmigt (Schluß des Berichts folgt.)

Gemeindezeitung.

• **Niefern, 24. Febr.** Die Bürgermeisterwahl ist vorbei. Die erregten Gemüter werden jetzt in der Frage kommen — oder nicht? Das Resultat, über das wir schon berichtet haben, überläßt man nicht, als die hohe Stimmenzahl für Herrn G. W. W. in Betracht kommt. Es ging halt jeder von der Voraussetzung aus, daß er heute einen Bürgermeister werden würde. Aber die Wähler wollten eine viel höhere sein müssen, wenn sie die Wähler besten ihrer Ansicht bewirkt wären. Das Resultat ist aber hier in Niefern noch viel Arbeit. Wir stehen in diesem Punkte unsern Gemeindegliedern noch weit zurück. Sehen denn die Arbeiter in Niefern nicht ein, daß man die Arbeiter von allen Fernortungen hinausdrängen muß? Haben es doch schon unser Bauern bemerkt, daß es ihnen gerade so geht. Es wirklich hier in Niefern Trumpf ist, das muß auch nach gerade der Dummheit betonen. Hoffen wir, daß es in Zukunft besser wird. Wir würden uns auch sehr freuen, mehr weiter mit der Wohl im Volksfreund besetzt habe, aber die Artikel, wie sie in Nr. 40 und 41 im 4. Febr.

Sausganges in der Schänke kontierten, wie der Wirt mit einigen Nachbarn zur Gemeindevorstellung ging, um dort den Most zu proben; Pietro sah auch wie zur Rechten, neben der Studentenfeste, noch alle Fenster des größeren Hauses geöffnet waren. Es sollte obliegen für das alsbald beginnende, Erntetanzchen. Die letzte Luft des Tages kommt nur kurz sein, denn die Tänzer und Tänzerinnen wollten und schafften noch dabei bei der Trotte bis mit dem bestimmten Glockenschlage der erste Trompetentönen vom Tanzboden aus erklinge würde.

Noch fehlte eine Viertelstunde bis zu dem wichtigen Zeitpunkt. Pietro Contas stand dem Wirtshaus gegenüber, in den Winkel einer Schenke gedrückt. Gegen plötzliche ernste Begner war in Stiefelschiff eine Klasse — das mußte er. Weniger schlanke Ueberlieferungen mußte sein Stod abwehren helfen. Pietro bemerkte, wie sich drübe die Tür des Tanzbodens aufst, wie Irene eintrat und mehrere der unter der Decke hängenden Lampen angündete. Ein Licht rechts und links, ein blaues Licht über die Straße — wie eine Kage krallte sich der Italiener an die Fensterbrüstung, schlang sich empor und stand wie aus der Erde gemachsen vor dem Mädchen. Winkenden Auges redete er sich vor der auf, die seit einer Stunde die Braut eines Anderen war, und wie sein überraschendes Erscheinen ihre Stimme gelächelt hat, sodas sie nach dem ersten kurzen Schredensruf keinen Laut hervorbrachte, so packte er sie und riß sie an sich.

„Du mußt mein sein, und wenn du nicht willst, so sollst du niemandem gehören! Ich mache alle zusammen unglücklich und mich dazu!“

Ein paar mal ließ er sie frei und unklammert sie wieder. Es war, als sei die Kage in wollstigem Spiele mit der Maus. Aus dem Auge verlor seine Beute auch er nicht; nur aus Armesweite ließ er sich von sich.

(Fortsetzung folgt.)

Opfer der Liebe.

Roman aus Südbadenschen Bergeländen.

Von P. P.

(Nachdr. verb.)

(Fortsetzung.)

Des Wächters Augen waren zwar nicht mehr klar genug, um einen der beiden Menschen sofort erkennen zu können; doch aus den Bewegungen und dem ganzen Vorgehen zog Rifodenus den Schluss, er sei Zeuge einer ungewöhnlichen Verfolgung geworden. So schritt er der Wegkreuzung zu und brachte alsbald seine alte Keilschiff gegen die, denen er Hofes zutraute: er führte, so laut es ihm die alte Sehle und Lunge erlaubten, ein Gespräch mit gar nicht vorhandenen Personen, um dem unsichtbaren Feinde die Nähe mehrerer Menschen vorzutauschen und ihn zu verblüffen.

Rifodenus Wehrte hatte auch jetzt die Gemüthsbeurteilung des Mannes die Spur der entlorenen weiblichen Person nicht mehr aufnehmen zu sehen. Und als der Wächter näher kam, entdeckte er in dem Verhalten, seiner Vermutung entsprechend, Pietro Contas. Wehrles Entschluß war auch in den folgenden Minuten schnell gefaßt: er begann mit Contas eine Unterhaltung über das Fest und den Bahnbau, und je mehr Contas durch ausweichende Antworten ihm Mißbehagen über die Störung zu verstehen gab, um so hartnäckiger setzte ihm Rifodenus durch Fragen und Erzählen zu, und um so eifriger war die Wächters greiser Kopf daneben beschäftigt, das bevorstehende Ende dieser Stunde zu ermessen. Er hoffte auf das Erscheinen weiterer Personen, die Pietro die Minuten hätte schneller in das Meer der Einsamkeit jagen mögen, damit die Dämmerung schneller komme und der Wächter seinen Weg in das Dorf antreten müsse.

Doch diesmal sollte sich Pietro berechnen haben. In der Wegweisung über des Wächters Ausdauer hatte er bereits zu deutlichen Worten die Zusage genommen, um den Begleiter abzukümmeln. Aber es ermah daran um so bestimmter, wenn Pietro

verfolgt, daß er schon mit einer kleinen Verletzung der Amtspflicht geredet und erst später ins Dorf und ins Gemeindegewand hatte hinabsteigen wollen. Da plötzlich, als schon die Sichel des Mondes schwach zu leuchten begann, drangen fremde und doch bekannte Töne an sein Ohr:

„Maria! Maria!“ scholl der Ruf und kam näher, bis droben aus dem Nebelhäuschen die Antwort kam: „Hier bin ich! Hier — hier.“ Gleich darauf, während Pietro ein paar Schritte an der Wand des Hofes emporstiege, verließ Maria Theresia ihr Versteck, aus dem sie Pietro und Rifodenus hatte beobachten können, und floh auf der Höhe dem Hüfer in die Arme.

Der Hüfer war Battista Contas.

In Pietro's blauen Jüngen malte sich der Hof, des um seine Beute gekommenen Verfolgers. Lobend zog er eine Weile hinter dem Wächter her, und als er den Alten nicht recht zum Reden zu bringen vermochte, sondern nichts hörte als ein gleichförmiges „Soll ich nit wahr!“ sprang er voraus. Er wollte das Paar vor dem Dorfe abfangen. Rifodenus wachte, wie wenig ihm das nützen würde; waren doch vor und in dem Dorfe jetzt überall Leute tätig, vor denen Pietro schwerlich zu Täuschlichkeiten überging.

So schlenderte Rifodenus gemächlich hinter dem Heide her, sah im Dorfe lauter Wohlagelassen und hörte im Wöwenwirtschause, Battista sei ohne neue Einfuhr der Bahn zugesprochen und fahre bereits der Garnison entgegen, während sich Maria Theresia vorbereitete, die Gäste des Abends zufriedenzustellen zu helfen.

Der Wöwenwirt sah in dem kleinen Kneipzimmer bei Irene und Arndt und sie sprachen über die gemeinsamen Zukunft.

Der Vater legte die Hände der jungen Leute ineinander: „Was an mir liegt, so sollt ihr einen Helfer haben euer Leben lang. Und wenn ihr mich danken wollt, so jagt euch glücklich zu machen.“

Mit dem Rufe des Scheidens im Glücke hatten sich die beiden Menschen abgefunden, als vor der Gasthaustüre die Reitsche des Hüfers knallte. Es gab in dem Hause der Trennung kein verzagtes Klagen, sondern innige Worte des Vertrauens und der Verabredung. Und dann rollte der Wagen in die Nacht hinaus.

„Auf frohes Wiedersehen!“ hatten sie alle gerufen. Denn sie wußten das Glück in ihrem Hause, und während sie an der Tür das Vertrauen auf seine Dauer in diesen Ruf gelegt hatten, war bereits der Bringer des Urtheils bei ihnen eingeleckt.

Luchsäugig war Pietro Contas über den Hof geschlichen, denn er hatte seinen Sohn allein, ohne weibliche Begleitung, abreisen sehen. Gierig hatte der Alte das Ohr an das Fenster des Zimmers gelegt, in dem Karl Arndt und Irene von fünfzig Tagen gelprochen und der Wöwenwirt sein Einverständnis zu den Plänen gegeben hatte. Und mit stürmischen Verlangen hatte Pietro die prächig entwickelten Gestalten Maria Theresias und Irenes durch die Ränne wandeln und beim Abschiede Arndts auf den Treppensufen weilen sehen.

Das Blut jagte durch die Adern des Italiener und hämmerte in den Schläfen, als fochte es. Er war seiner Sinne kaum noch mächtig.

In seiner Gewalt wollte er sie haben, die sich seinem Sohne zugewendet und ihn mit ihren Klutungen gebannt hatte, oder die sanftere Studentin; er wollte sie an sich reißen und sie seine Herrschaft fühlen lassen, wollte sein Gesicht in ihr weiches volles Haar legen, wollte ihren angstvollen Blick fühlen und den Sauch ihrer bittenden und drohenden Worte. Auch ihr Sträuben würde ihm Belohnung sein, wenn er Widerstand ohne Ende finden sollte.

Wie eine Kage schlich er um das Haus, und obwohl nicht wenige Menschen kamen und gingen und all sein Tun wie der Ausfluß eines schweren Rausches war, verstand er sich unter dem Schutze der Nacht im Verborgenen zu halten und die geeigneten Minuten des Ueberalles abzuwarten. Er sah, wie der Wirt und seine Tochter zur Linken des

